

iTunes statt Hörsaal?

Ein Gespräch zur mündlichen Weitergabe von wissenschaftlichem Wissen

Gabi (G): Tobias! Schön dass du da bist! (zum Publikum gewandt): Er hat bei uns in Augsburg studiert. Dann haben ihn die St. Gallener abgeworben. (wieder zu Tobias) Und: Hast du schon ein paar interessante Dinge auf der GMW gehört?

Tobias (T): Ja – schon. Apropos Hören: Sag mal, ich bin ja schon ein bisschen von den Socken, was du in letzter Zeit so schreibst!

G: Wieso?

T: Na ja, also dein GMW-Beitrag – man kann ihn ja schon seit einigen Wochen auf deinem Blog lesen: Das klingt schon ziemlich autoritär. Studierende sollen wieder zuhören lernen. Und du willst Vorträge, also den Monolog verbessern und klammerst die Interaktion aus. Da muss ich ja froh sein, dass ich vor eineinhalb Jahren mein Studium bei dir beendet habe.

G: Ja, ja, diesen Einwand hab ich schon erwartet. Unter anderem, weil viele nicht nur nicht gescheit zuhören können, sondern weil sie auch nicht gescheit lesen.

T: Wieso?

G: Weil ich eigentlich ganz klar sage, um was es mir geht: ich will die immer und überall stattfindende *mündliche Weitergabe von Wissen* ein bisschen genauer unter die Lupe zu nehmen. Und wenn man etwas unter die Lupe nehmen will, dann kann nicht mehrere Dinge gleichzeitig darunter legen: also z.B. zugleich das Bild als Begleitung zum Wort oder zugleich die Interaktion als Ergänzung zum Vortrag. Eine solche Fokussierung gehört zu einem wissenschaftlichen Vorgehen, oder?

T: Ja okay – schon. Aber dann ist da ja noch die Podcast-Sache: Also, wenn ich deinen Text noch richtig in Erinnerung habe, ist iTunes U dein Ausgangsbeispiel. Steht ja auch im Titel. Da findet man vor allem Vorlesungsaufzeichnungen. Und die meisten von denen sind audiovisuell . Du aber konzentrierst dich auf Audio. Jetzt ehrlich: Auch da hab ich mir gedacht: Warum diese Strategie von vorgestern?

G: Jetzt mal ganz langsam. Denk mal an den letzten typischen Vortrag, den du gehört hast: Wie wichtig war das, was du dabei gesehen hast? Also z.B. Gestik, Mimik oder der szenische Ausdruck? Und dann: Wie wichtig war das, was der Redner gesagt hat und was du gehört hast? Ist nicht letzteres bei einem Vortrag das entscheidende?

T: Ja, das stimmt einerseits. Andererseits kann man bei Vorträgen oft nicht richtig zuhören. Ich meine, es ist was anderes, wenn ich ein Hörbuch höre oder ein Hörspiel. Da reicht mir tatsächlich das Zuhören. Aber das ist in einer Vorlesung genau nicht so! Wenn da die Folien nicht wären, wäre es grausam. Folien in der Vorlesung, die sind doch wichtig. Die sollte man auf jeden Fall auch in einem Podcast sehen können! Also ein Grund mehr, sich zu fragen, warum du auf dem Audio beharrst.

G: Dazu erzähl dir mal eine kleine Episode: Es war letztes Jahr in der Einführungsvorlesung. Wir waren beim Thema *Lernen mit Text und Bild*. An geeigneten Stellen bitte ich dir Studierenden immer, ihre Meinungen und Erfahrungen einzubringen. Eine meiner Fragen an die Studierenden in dieser Sitzung war: „*Wie gut können Sie mit Texten lernen? Wann fällt Ihnen das leicht und wann schwer?*“ Ein Student meldet sich und fragt: „*Entschuldigung: Sind Folien Texte?*“ Ich stutze ein bisschen und frage zurück: „*Wie kommen Sie denn darauf?*“ Na ja,“, sagt er: „*ich lerne eigentlich nur noch mit Folien – das sind meine Texte!*“ (Pause) Ich meine, da muss man wirklich mal drüber nachdenken: Die Folien des Dozenten, gedacht als Begleitung zum Vortrag, werden zum Text; sie werden zur Lektüregrundlage. Und die Erfahrung lehrt die Studierenden: Es genügt ja auch, die Folien auswendig zu können, um die Klausur zu bestehen. Tobias: Ist das in St. Gallen anders?

T: Also hmhhh, jaaa ...

G: Schon gut. Es ist *nicht* anders. Es ist *nirgendwo* anders. Der einzige, der die Textgrundlagen hervorragend kennt, ist der Dozent, weil er sie nicht nur gelesen, sondern auch exzerpiert und dazu Folien gemacht hat. Und weil die Zusammenfassung schon auf den Folien steht, erübrigt sich das Lesen der Texte. Und weil es tatsächlich unsäglich mühsam ist, jemanden zuzuhören, der Folien bespricht, klinken sich nach spätestens 30 Minuten auch beim Zuhören viele wieder aus. Das zum Thema Folien. Und das als Grund dafür, warum es mich interessiert, wie man *jenseits* der Folie jemanden zu einem gewinnbringenden Zuhören bringen kann.

T: Also gut, darauf kann mich einlassen. Das stimmt schon irgendwie. Wenn ich an meine Vorlesungen zurückdenke: Richtig spannend waren die wenigsten. Daran haben die Folien auch nichts geändert. Ich glaube, erzählt hat kaum jemand. Aber: Wann erzählt man denn überhaupt? Hattest du da nicht so ein Beispiel im Text? Also dass wir selbst in der Umgangssprache nicht alles als Erzählen bezeichnen. Aber ich bekomme es jetzt nicht mehr hin.

G: Ja, stimmt, ich hatte da ein Beispiel. Moment, ich les es nochmal vor, also: „*Man erzählt nicht den weltweiten Zustand unseres Finanzsystems, sondern man **beschreibt** ihn. Man erzählt auch nicht, wie sich die Börse in diesen turbulenten Zeiten entwickelt, sondern man **berichtet** darüber. Aber man **erzählt** sehr wohl, wie viel Geld jemand in die einst gelobten Aktien gesteckt, was er verloren und welche Auswirkungen das auf sein Befinden hat.*“ Das war das Beispiel. Was sagt dir das?

T: Was sagt mir das? Gegenstand des Beschreibens ist offenbar was Statisches, z.B. das Finanzsystem. Berichten und Erzählen kann ich eigentlich nur, was irgendwie dynamisch ist: Abläufe berichten, Ereignisse erzählen. Kann man das so sagen?

G: Ja, so kann man das sagen. Wobei noch wichtig ist, dass der Erzähler im Gegensatz zum Berichterstatter niemals neutral ist.

T: Wie? Niemals neutral?

G: Na, wie ich es sage. Dem Erzähler ist es z.B. erlaubt, selbst das Wahre mit dem Fiktiven ein wenig *auszuschmücken*. Ich habe von einiger Zeit in der SZ unter der Rubrik „Gewissensfragen“ eine nette Story gelesen. Willst du sie hören?

T: Ja, klar.

G: Also, hör zu. Der Leser schreibt: *„Ich habe einen Kommilitonen und Freund, der stets schier unglaubliche Geschichten erzählt: von einer Pazifik-Überquerung, seinem Job oder der Familie. Ich vermute, dass er die im Kern wohl wahren Geschichten mit erfundenen Details stark ausschmückt. Sobald ich kritisch nachfrage, übertreibt er noch mehr. Ich habe mir schon überlegt, seine Erzählungen nachzurecherchieren. Das hielte ich aber für unaufrichtig. Ich scheue mich allerdings auch, ihn offen darauf anzusprechen. Letztlich stünde die Freundschaft wohl vor ihrem Ende.“*

T: Ja und? Was hat man ihm geraten? Doch wohl, dass er den Freund als Großmaul überführen muss, oder?

G: Ja, das wurde als *eine* Möglichkeit angedacht. Letztlich aber rückte der Berater davon wieder ab und schrieb: *„Was haben Sie davon? Dann erzählt er womöglich das nächste Mal wahrheitsgetreu: vielleicht von langweiligen Familienfesten, der Überquerung eines Baggerweihers statt des Pazifiks und dem Versprecher eines Professors in der Vorlesung als Höhepunkt seiner Woche. Mit anderen Worten: Dinge, die Sie vermutlich nicht hören wollen, weil sie Sie schlicht nicht interessieren.“*

T: Also bitte zugegeben, eine nette Geschichte, aber doch wohl nicht als Vorbild für Vorlesungen, oder?

G: Nein, das war jetzt ein extremes Beispiel – ein Beispiel, mit dem man die interpretierende Position des Sprechers beim Erzählen gut auf den Punkt bringen kann. Das variiert natürlich. Außerdem ist das nicht das Einzige, was das Erzählen auszeichnet. Wichtig ist auch ein typischer Ablauf von Ereignissen, also eine Ausgangssituation, eine Komplikation, eine Lösung, und dann noch irgendeine Folgerung oder „Moral“.

T: Pfhhh ... Wenn man Erzählen so definiert, dann kann ich das aber an einer Hand abzählen, dass mir mal jemand in einer Vorlesung was erzählt hat.

G: Ja, das glaub ich dir gern. Bei dem, was man in einer Vorlesung so an Inhalten hat, greift man die meiste Zeit auf den Modus des Beschreibens zurück: Man beschreibt Begriffe, Konzepte, Paradigmen usw. Gut, manchmal berichtet man auch was, z.B. wie Studien ablaufen oder wie sich Ansätze entwickelt haben. Aber es ist mehr möglich. Ich kann mich z.B. an einen Professor aus meiner Studienzeit erinnern, der viele Anekdoten aus Firmen erzählt hat. Keine Vorlesung war so voll wie seine. Aber auch das ist nur *eine* Facette des Erzählens – also die Anekdote. Es gibt ein schönes Buch von Lauren Slater mit dem Titel *„Von Menschen und Ratten. Die berühmten Experimente der Psychologie“*. Der Clou an dem Buch: Die Autorin beschreibt nicht nur experimentalpsychologische Erkenntnisse. Sie begnügt sich auch nicht damit, den Hergang der Experimente zu berichten. Vielmehr erzählt sie von den Forschern selbst, von ihren Projekten, ihren Zielen und Macken. Sie eröffnet dem Leser einen Blick in die Welt der Wissenschaftler wie auch der Probanden. Sie zeigt die Labors als reales Leben. Das sind Erzählungen, nicht bloß Anekdoten.

T: Kann ich mir jetzt nicht so richtig vorstellen. Ich kenne das Buch nicht.

G: Also, da haben wir jetzt leider nicht so viel Zeit. Eine Geschichte erstreckt sich im Schnitt über knapp 40 Seiten. Aber ich kann dir eine Kostprobe geben. Nehmen wir mal die Geschichte über Stanley Milgram und seine berühmte Studie zum autoritären Charakter, der jedem Befehl Folge leistet. Das kennst du, oder?

T: Ja, kenn ich,. Das ist das mit diesen widerlichen Elektroschocks, oder?

G: Ja, genau. Ich les mal die erste Seite mit ein paar Auslassungen vor, okay? Also in aller Kürze den Einstieg, um klar zu machen, wann man von einer Geschichte sprechen kann: *„Vielleicht sind Sie spät dran. Sie eilen abends durch eine kleine Seitenstraße Wir befinden uns im Juni 1961. ... In den Straßen riecht es nach Sommer, nach nassen verwelkten Blumen und verdorbenen Früchten und vielleicht ist Ihnen schon ein wenig übel. ... Vielleicht sind Sie auch nicht zu spät dran. Vielleicht gehören Sie zu dem verantwortungsbewussten Typ, der immer ein paar Minuten mehr einplant, und so schlendern Sie die Straße hinunter. Der Mond ist nicht zu sehen, weil es regnet ... ein Sommerregen, der ... einen Geruch von Abwässern und nassem Zement hinterlässt. Auch in diesem Szenario ist Ihnen schon etwas übel, in Voraussicht der Dinge, die da kommen sollen Sie haben die Anzeige bei sich. Vor zwei Wochen haben Sie sie aus der Zeitung ausgerissen: ‘Wir zahlen Ihnen vier Dollar pro Stunde. Personen für eine wissenschaftliche Studie zur Erforschung der Gedächtnisleistungen gesucht’. Und weil es Yale war und wegen des Bargeldes, das genau ausreicht, um den alten kaputten Mixer durch einen neuen zu ersetzen, und weil es im Namen der Wissenschaft geschieht, haben Sie zugestimmt. Jetzt sind Sie dorthin unterwegs. Die Seitenstraße hat etwas Heruntergekommenes ... Sie stolpern. Sie fangen sich aber rechtzeitig wieder. Endlich erreichen Sie die angegebene Adresse und Sie wollen die Tür gerade öffnen, als sie von allein aufgeht und ein Mann herauskommt, mit rot angelaufenem Gesicht. Sind das wirklich Tränen, die da über seine Wangen laufen? Er hastet an Ihnen vorbei, um im Dunkeln der Straßen zu verschwinden, und Sie – jetzt sind Sie dran. Sie treten ein“*

T: Komm, lies weiter! Das ist ja richtig spannend.

G: Jetzt schau mal auf die Uhr. 20 Minuten habe ich Zeit, um meinen autoritären Text zu rechtfertigen.

T: Schade, ich würde jetzt gerne wissen, wie es weitergeht.

G: Stell dir vor, die Studierenden würden so was sagen, wenn eine Vorlesung zu Ende oder ein Podcast gerade abgespielt ist: *„Ich möchte wissen, wie es weitergeht!“* Tja, was wohl der Unterschied ist?

T: Na, das ist doch klar, was der Unterschied ist: Bei dem, was du gerade vorgelesen hast, wird man in eine Szene mit hineingezogen. Man sieht geradezu die heruntergekommene Straße vor sich, man riecht sie und fühlt die Beklemmung – noch dazu als dieser Mann völlig verstört das Labor verlässt. Man weiß, jetzt wird was passieren; die Neugier steigt. Da ist diese Person, in die man sich fast zwangsläufig hinein versetzt. (Pause) Nichts von alledem erlebt man normalerweise in einer Vorlesung.

G: Eben! Auch nicht in Vorlesungsaufzeichnungen bei iTunes U, denn die machen z.B. eine rhetorisch schlechte Vorlesung leider auch nicht besser.

T: Ja, und was heißt das jetzt? Willst du zum Geschichtenerzähler werden? Na, dann viel Spaß. Wie lange wirst du brauchen, um die Inhalte einer Vorlesungssitzung in eine solche Geschichte zu packen? Hör mal – ist das nicht völlig unrealistisch?

G: Ja, das wäre natürlich unrealistisch, wenn ich das vorhätte oder empfehlen würde. Das ist auch der zweite Einwand, den man gegen meinen Text haben kann; das ist mir schon klar. Also, es ist ja nicht so, dass ich nicht wüsste, wovon ich rede. Seit fast zwei Jahren arbeiten wir immer wieder mal an der Lernumgebung für Grundschüler: „Tech Pi und Mali Bu“. Da an der Wand siehst du die beiden. Wir haben eine Geschichte kreiert, in der die Hauptakteure zusammentreffen. Auf dieser Grundlage haben wir bis jetzt drei Episoden zu den Themen Regenwurm, Klimawandel und Informationskompetenz. In jeder Geschichte wird ein sehr begrenzter Umfang an Wissensinhalten verpackt. Grundschullehrer können die Umgebung zu verschiedenen Dingen nutzen, was jetzt zu weit führen würde. Ich sag dir: Bis so eine Story steht, das dauert! Und es ist keineswegs nur die grafische Umsetzung, die zeitaufreibend ist. Die hätte man ja bei einem Audio-Podcast nicht. Nein, es ist die Story allein, die viel Mühe macht und dann letztlich einen recht begrenzten Wissensinhalt vermittelt.

T: Ja, aber wozu dann das Ganze, wenn der Aufwand in keinem vernünftigen Verhältnis zum Nutzen steht?

G: Na ja, der Nutzen liegt natürlich nicht allein in der Vermittlung von Faktenwissen. Die Geschichten sollen den Kindern vor allem helfen, die vielen Themen zu vernetzen, die man ihnen schon im Grundschulunterricht vorlegt. Wir wollen also eine narrative Klammer bieten. Das kann auch das Behalten erleichtern. Außerdem sollen die Geschichten Interesse, vielleicht sogar Neugier wecken.

T: Neugier und Interesse wecken – das würde man sich tatsächlich auch in der Hochschullehre wünschen.

G: Richtig. Was oft zu kurz kommt, ist, eigene Fragen zu stellen. Für einen narrativen Ansatz wäre also Informationsvermittlung als Ziel wohl eher zu wenig.

T: Meinst du mit Geschichten und „narrativer Ansatz“ eigentlich dasselbe?

G: Ja, das ist eine gute Frage. Gut, dass du noch fragen kannst! Es gibt nicht *die* Narration. Vielmehr haben wir es da mit ganz unterschiedlichen Formen zu tun. Wir haben ja schon gesehen: Es wäre ein bisschen unrealistisch zu sagen: *Lasst uns unsere Vorlesungen mal als Geschichten gestalten* – also einen Tech Pi für Studierende kreieren oder kleine Romane wie Lauren Slater schreiben. Ich schließe so etwas nicht aus, aber es dürfte wohl nicht die Regel sein. Es ist auch nicht meine Absicht, den Vortragenden zum Alleinunterhalter zu machen und das Heil in kurzweiligen *Anekdoten* zu suchen. Trotzdem kann der Wissenschaftler stellenweise ein Erzähler sein, also Episoden aus seinem Forscherleben, einen Einblick in den Wissenschaftsalltag geben usw. Das tun ja auch einige, aber man könnte es sicher systematischer gestalten. Was ich sagen will: Ein narrativer Ansatz hält natürlich viele Variationen bereit. Es ist ja schon ein Gewinn, wenn wir uns überhaupt die Frage stellen, wie wir es mit der mündlichen Wissensweitergabe handhaben, welchen Modus wir da wählen, ob wir da nicht vielleicht zu nachlässig sind und uns zunehmend darauf beschränken, Folien zu besprechen.

Dass wir das dann auch noch aufzeichnen, damit diejenigen, die dabei eingeschlafen sind, die Chance haben, es nochmal zu hören, kann ja keine Lösung sein.

T: Mit *Modus* meinst du das, was wir vorhin als Beschreiben, Berichten und Erzählen bezeichnet haben, oder?

G: Ja, genau, wobei das ein Vorschlag, eine erste Einteilung ist, die vielleicht noch nicht die beste Ordnung darstellt. Aber es ist zumindest mal eine Möglichkeit, verschiedene Formen der Darstellung überhaupt ins Bewusstsein zu bringen. Ich meine, das verlangen wir von den Studierenden ja auch: dass sie nicht nur Begriffe und Fakten aneinanderreihen, sondern dass sie lernen zu *argumentieren*. Dann müssen wir ihnen das aber auch vormachen. Beim bloßen Zuhören merkt ja übrigens viel schneller, wenn der innere Zusammenhang fehlt, also wenn jemand gar nicht *argumentiert*.

T: Ja, also ich weiß nicht, ob das vielen Studierenden überhaupt noch auffällt, wenn der innere Zusammenhang fehlt. Der Vortragende ist die eine Seite; die andere sind die Studierenden und da haben sich schlechte Zuhörgewohnheiten eingeschlichen.

G: Ich glaube, auch bei den Studierenden herrscht das große Missverständnis, dass Zuhören einfach ist, dass es von selbst funktioniert, aber leider langweilig, weil passiv ist. Solche Urteile finden sich auch in der Literatur. Aber das überzeugt mich nicht. Wenn wir in der E-Learning-Forschung Podcasts aufgreifen, dürfen wir, meine ich, den Aspekt des Zuhörens nicht außen vor lassen. Immerhin *baut* jeder Podcast auf das Zuhören. Auch das war ein Grund dafür, warum ich mich in meinem Beitrag mal ausschließlich auf auditiven Input und das Zuhören *konzentrieren* wollte.

T: Also in diesem Punkt stimme ich dir auf jeden Fall zu. Es hat schon ein bisschen was von Doppelmoral, wenn wir gerade in der E-Learning-Forschung einerseits den Vortrag und das Zuhören als didaktische Katastrophen verkaufen, der Alltag eines Studierenden aber von genau diesen Dingen bestimmt wird.

G: Doppelmoral – ja, das trifft es wirklich gut!

T: Und du: Wie entkommst du dieser Doppelmoral?

G: Das ist jetzt fast schon eine gemeine Frage. Also bisher: Gar nicht – ich entkomme ihr gar nicht und ich bin jedes Jahr unzufrieden mit meiner Einführungsvorlesung. Was hab ich schon alles ausprobiert – mit und ohne Medien. Du warst ja selbst in diesem Studiengang und in der Einführungsvorlesung.

T: Ja, also die Vorlesung – na ja ...

G: Sag jetzt besser nichts! Ich weiß es selbst: Die bisherige Vorlesung ist keine ideale Zuhörsituation zum Lernen. Leider hat man ja auch nicht immer das Glück, dass wissensdurstige Lernende vor einem sitzen. In solchen Fällen steht man vor mehreren Herausforderungen: Erstens muss man die Studierenden für eine Disziplin und ihre Themen mit der Vorlesung interessieren. Zweitens will man ihnen die Relevanz der Inhalte für berufliche Tätigkeiten deutlich machen. Immerhin versprechen wir den Studierenden seit Bologna ja die Berufsfähigkeit. Und drittens möchte man sie motivieren, selbst zu lesen und sich mit wissenschaftlicher Literatur und nicht nur mit Folien auseinanderzusetzen. Und vor allem letzteres ist ungemein schwer!

T: Das stimmt. Den digitalen Reader hat damals wirklich keiner gelesen. Hat sich auch nicht geändert, oder? Aber das ist ehrlich gesagt in fast allen Vorlesungen so. Die Folienezusammenfassungen haben gereicht. Da hatte dein Student letztes Jahr schon recht: Die Folien sind die neuen Texte im Bologna-Zeitalter.

G: Und genau das ist wirklich *kein* guter Trend. Ich bin schon davon überzeugt, dass es gerade zu Beginn eines Studiums wichtig ist, sich mit echten Texten auseinanderzusetzen. Lass uns doch mal logisch denken: Wenn man davon ausgeht, dass Lernen *allein* durch Zuhören recht schwierig ist – damit das nochmal klar ist, dass ich das jetzt nicht zum Königsweg erkläre! Wenn wir außerdem annehmen, dass man beim Zuhören immer nur eine recht begrenzte Zahl an elementaren Gedanken nachvollzieht und erinnert. Und wenn wir schließlich davon überzeugt sind, dass Zuhören motivieren kann, sich mit einer Sache tiefer auseinanderzusetzen. Dann sollte es doch klappen, wenn man versucht, mit einem narrativ gestalteten Podcast genau das zu erreichen, nämlich: ein paar zentrale Gedanken verdeutlichen, erste Ideen von einer Sache vermitteln, auf ein Thema einstimmen und zum Lesen motivieren.

T: Mhm. Und wie willst du das jetzt machen? Die konkrete Anwendung deiner Ideen scheinen mir von der Praxis noch weit entfernt zu sein.

G: Lustig! Fast exakt das Gleiche hat einer der Gutachter zu meinem Text auch geschrieben. Zitat: „Allerdings erscheinen die konkreten Anwendungen des Ansatzes ... noch weit entfernt“. (Pause) Nichts ist da weit entfernt. Ich bin gerade dabei, die klassischen Vorlesungssitzungen für den Winter durch halbstündige Podcasts zu ersetzen.

T: Wie bekommst du denn die Inhalte einer 90-Minuten-Vorlesung in einen 30-Minuten-Podcast?

G: Gar nicht! Die Podcasts selbst behandeln die prüfungsrelevanten Inhalte nur exemplarisch: Sie umfassen also genau *nicht alle* Inhalte, sondern sie führen zu einem ausgewählten Textmaterial hin. Die Texte, die sind dann prüfungsrelevant.

T: Oh, der digitale Reader war aber immer ziemlich dick. Und das müssen die Studierenden jetzt alles wissen? Na, die werden sich bedanken.

G: Nein, das ganze Projekt funktioniert nicht ohne Reduktion. Statt elf Themengebiete, die bisher Gegenstand der Klausur waren, werde ich nur noch acht intensiver behandeln. Mut zur Lücke also! Die Texte sind sehr genau ausgewählt und stark begrenzt. 10, 15, ab und zu 20 Seiten pro Thema – mehr ist das nicht. Und was daraus wichtig für die Klausur ist, bestimmen die Studierenden zum großen Teil selbst.

T: Verstehe ich nicht. Wie geht denn das?

G: Die Studierenden werden Fragen und Antworten zu den acht Themengebieten eigenständig formulieren. Das sollen sie zu zweit in einem Wiki machen, das von Tutores betreut wird. Nach je zwei Podcasts gibt es eine Präsenzsitzung. Da stellen wir dann gemeinsam sicher, dass besonders wichtige Fragen nicht fehlen, dass die Fragen sinnvoll und die Antworten richtig und nachvollziehbar sind. Wenn das alles gut klappt, dann mache ich aus diesem Frage-Antworten-Pool die abschließende Klausur.

T: Wie jetzt? Die Klausur aus den eigenen Fragen der Studierenden? (Pause) Das wäre ja eine partizipative Klausurgestaltung, quasi eine Mitmach-Klausur!

G: Ja, warum denn nicht? Ich lerne immer am meisten, wenn ich mir Prüfungen ausdenke. Warum sollte das für die Studierenden nicht genauso gelten?

T: Okay, langsam habe ich ein Bild von dieser Vorlesung. Aber von der Narration haben wir uns jetzt ein bisschen entfernt. Wie sollen denn deine Geschichten in den Podcasts aussehen?

G: Also, ich werde *keine* Geschichten im klassischen Sinne erfinden und dort die Wissensinhalte verstecken wie bei Tech Pi. Ich werde auch keine Erzählungen bieten wie Lauren Slater. Ich werde die Podcasts als *Dialogsituation* kreieren. Ich versuche, einen Erzählmodus *im Gespräch* hinzubekommen. (Pause) Na ja, vielleicht so ähnlich, wie wir das hier gerade machen.

T: Aha: Hätte ich mir ja gleich denken können, dass ich hier als Versuchskaninchen erhalten muss. Aber nur damit ich es richtig verstehe: Podcasts, Textstudium, Wiki-Arbeit und Tutorium bilden also zusammen die neue Vorlesung. Stimmt das?

G: Genau. Und das beantwortet auch die Ausgnagsfrage, ob es legitim ist, sich mal fokussiert mit dem Vortragen und Zuhören zu beschäftigen, oder ob das ein Rückfall in alte Zeiten oder Ausdruck einer autoritären Haltung ist. (Pause) Ich meine, es *ist* legitim, denn wenn wir in der Bildungspraxis letztlich alle ein Mischung aus Medien und Methoden wollen, müssen wir uns auch mit *allen* diesen Elementen beschäftigen.

T: Einverstanden. Erzählen und Zuhören als *ein* Element in durchdachten Szenarien: Das kann ich mir gut vorstellen. Und wenn man beim Erzählen eine ganze Palette von Möglichkeiten hat: von der ausgefeilten Geschichte über die kurze Anekdote und das persönliche Erlebnis bis zum Dialog, dann lässt sich das wohl auch umsetzen. Nur: Der Wissenschaftler als Erzähler: So weit würde ich dann doch nicht gehen.

G: Der Wissenschaftler als Erzähler: Das kann natürlich nur ein *Bild* sein. Vielleicht ist es vor allem ein *Gegenbild* zu einem Wissenschaftler, der akkreditierte Einheitsinhalte abspult, dabei seine persönlichen Erlebnisse und Interessen zurückhält, nicht mehr interpretiert und in dieser Rolle ersetzbar wird: durch den Lecturer z.B. oder durch audiovisuelle Konserven.

T: Okay – also ich nehme meine anfänglich große Skepsis mal zurück: vor allem den Vorwurf vom autoritären Beigeschmack. Aber ein Rest von Zweifel bleibt.

G: Ich hoffe. Sonst gäbe es ja nächstes Jahr nichts zu erzählen!

Ende